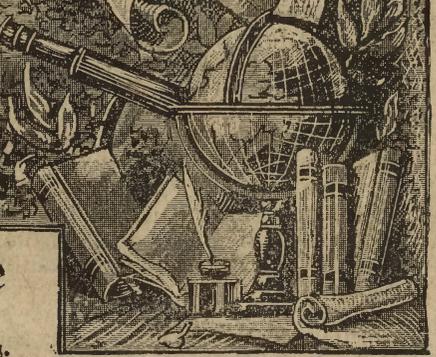


Illustrirtes Unterhaltungsblatt



Sonntags-Beilage zur Ostdeutschen Presse
und deren Sonder-Ausgaben.
Verlag der Gruenauer'schen Buchdruckerei Otto Grunwald in Bromberg.

Teilung.

Neig Dein Haupt und laß Dich küssen;
Mein! vielleicht zum letztenmall
Und es doch wohl leiden müssen
Dir zur Ruh und mir zur Qual.

Aus der Nächte Finsternissen
Taucht empor ein fremd Gesicht . . .
Und ich weine in die Kissen,
Sie ist Dein und liebt Dich nicht . . .

Gertrud Eriepel.

Ein Sommertraum.

Badenovelle von R. Litten.

[Fortsetzung.] [Nachdruck verboten.]

„Fräulein,“ sagte Joseph Erkner beklommen, „nun muß ich Ihnen Adieu sagen.“

Sie vermied es instinktiv, in sein Gesicht zu sehen, und sagte lächelnd: „Ja, Herr Erkner, das müssen Sie jetzt wohl. Leben Sie wohl!“

Er faßte nach ihrer Hand, die bereits auf dem Treppengeländer lag, und hielt sie fest.

„Es ist mir so arg leid, Fräulein,“ sagte er leise stöhnend, „daß ich nun fortgehen muß und Sie nie mehr wiedersehen soll. Ich kann mir das gar nit vorstellen. Und Ihnen? Thut es der Fräulein Trautchen nit auch leid? Ein wenig, ein ganz klein wenig nur?“

Er sah sie so flehentlich bittend an, daß ihr Kopf unwillkürlich eine leise bejahende Bewegung machte, als sie die Treppe hinaufschritt. Als sie oben angelangt und noch einmal zurückblickte, stand Joseph Erkner noch immer am Fuße derselben und schaute zu ihr hinauf.

Denselben Augen begegnete die Baronin Elsholz, als sie am nächsten Morgen im weißen Piquekleide, den kleinen englischen Strohhut auf dem schimmernden Haar, frisch und mädchenhaft aus der Thür des Hauses trat, um den Weg zum Kurpark anzutreten. Sie stutzte und blieb vor der Bank



Im Juni. Nach dem Gemälde von E. Henseler.
[Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.]

stehen, von der sich Joseph Erkner mit strahlendem Gesichte erhoben hatte, um ihr die Hand, die einen mächtigen Strauß roter Mohnblumen trug, entgegenzustrecken.

„Herr Erkner?“ fragte sie verwundert. „Ich glaubte, Ihre Gesellschaft sei schon gestern heimge- reist.“

Der junge Lehrer war dunkelrot geworden.

„Ja, schon recht, Fräulein, die sind schon lange daheim.“

„Und Sie?“ fragte sie kühl.

„Warum bleiben Sie?“

Er sah sie unsicher an.

„Ich?“ Seine Stimme kam ins Schwanken. „Ich? — Ja, ich konnt' eben nit fortfahren — es ging wirklich nit. Da bin ich eben hier geblieben, aber geschlafen hab' ich die ganze Nacht nit, und heut bin ich schon in aller Herrgottfrühe draußen gewesen in den Bergen, und diesen Strauß hab ich für die Fräulein Trautchen mitgebracht.“

Sie beachtete seine ausgestreckte Hand, die ihr noch immer die Blumen entgegenhielt, nicht und sagte, sich hochmütig aufrichtend: „Wenn Sie Ihr Hierbleiben mit meiner Person zusammenbringen, Herr Erkner, so will ich Ihnen nicht verhehlen, daß ich das sehr thöricht von Ihnen finde.“

Sie warf nur einen flüchtigen Blick in sein völlig erstarrtes Gesicht, nickte kaum merklich mit dem Kopfe und ging. Heute hatte sie wenig Freude von der schönen Morgenfrühe. Mit gesenktem Blick und einer kleinen Falte

zwischen den dunklen Brauen ging sie unter den alten Bäumen des prachtvollen Parkes umher und schenkte weder dem wundervollen Rosenparterre vor der Trinkhalle, auf welchem noch der Tau diamantflimmernd lag, noch den blühenden Bosquets und Teppichbeeten die ihnen sonst gern gezollte Bewunderung. Noch weniger der Menschenmenge, aus der manches Auge mit Wohlgefallen ihrer reizenden, vornehmen Erscheinung folgte.

Sie war verstimmt, ärgerlich auf diesen kleinen, naiven Schulmeister, der sich da wahrhaftig, als wäre das sein gutes Recht, in aller Form in sie verliebt hatte. Noch mehr aber auf sich selbst, auf ihren abenteuerlichen Einfall, sich hinter ihrem schlichten Mädchennamen zu verstecken. Da mußte sie eben solche lächerliche Konsequenzen mit in den Kauf nehmen. Aber gleich heute wollte sie diesen, für eine dreißigjährige Frau denn doch zu jugendlich unüberlegten Streich wieder gut machen, ihre Sachen packen und als Baronin Elsholz auf irgend einem anderen Fleck dieser gottgesegneten Gegend die nächsten zwei Wochen, die sie ursprünglich für den hiesigen Aufenthalt bestimmt hatte, zubringen. Sie ging eigentlich ungern fort, der Wechsel war unbequem. Nun, vielleicht bedurfte es dessen nicht, wahrscheinlich war Erkner in diesem Augenblick bereits unterwegs, wanderte schon seinen dörflichen Fluren entgegen. Sie sah ihn förmlich vor sich: die große Gestalt wie geknickt, die bartlosen Lippen fest aufeinander gepreßt, die Augen mit hilflos erschrecktem Ausdruck umherirrend. Genau so, wie sie ihn zuletzt geschaut. Sie hätte doch nicht so hart sein sollen; er war ein Kind und Kinder züchtigt man nicht für Vergehen, die sie nicht begreifen.

„Für Vergehen!“ Sie sprach das Wort leise vor sich hin und lächelte. „Wenn ich Dich liebe, was geht es Dich an?“ hat der große Goethe einst in trotziger Resignation gesprochen, warum sollte der kleine Schullehrer vom Fuße des Siebengebirges nicht ebenso empfinden dürfen? Ja, sie war entschieden zu hart gewesen, sie hätte doch dem im Grunde recht hübschen, kleinen Erlebnis einen besseren Abschluß geben müssen. Nun freilich war es zu spät dazu.

Als die junge Frau, ins Hotel zurückgekehrt, den Saal durchschreiten wollte, um in der daranstoßenden Gartenveranda ihr Frühstück einzunehmen, drang ihr ein Melodienstrom entgegen. Joseph Erkner saß, ihr den Rücken zuehend, am Klavier und spielte. Es waren Variationen über das Lied, das sie selbst gestern gesungen hatte, es klagte, trauerte und schluchzte aus den Tönen, die sich hauptsächlich um die Schlußmelodie spannen. Nun vernahm der Spielende die nahenden Schritte, ließ die Hände von den Tasten gleiten und wandte den Kopf. Als er die Baronin erblickte, sprang er dunkel errötend auf und sah ihr mit dem Ausdruck eines bei einer Unart ertappten Kindes entgegen.

„Ich reise gleich,“ sagte er gepreßt, „ich wollt' nur eben noch spielen, was die Fräulein gestern sangen. Ich hatt' so arg Furcht, daß ich die Melodie sonst nit behalt'.“

Sie sah ihn verwundert an. „Sie haben das Lied gestern zum ersten mal gehört, Herr Erkner? Aber die Variationen, die Sie soeben spielten, und die mir bisher ganz unbekannt waren?“

„Das glaub' ich schon,“ sagte er einfach. „Die sind mir ja soeben erst in die Finger gekommen.“

Er sah ihren maßlos erstaunten Blick und fuhr fort: „Wenn ich sehr froh bin oder sehr traurig — so wie vorhin, wo die Fräulein Werner so böß auf mich war — dann fällt mir immer so allerhand krauses Zeug ein.“

In Gertruds Herzen wallte es bei dem Anblick des jungen Menschen, der verlegen die Finger, die soeben seinem künstlerischen Empfinden so bereiten Ausdruck verliehen hatten, ineinander schlang, wie Nührung auf, und in plötzlicher Aufwallung reichte sie ihm die Hand. „Ich bin Ihnen nicht böse, Herr Erkner,“ sagte sie, „Kindern und Künstlern darf man nicht zürnen, und Sie gehören zu beiden.“

So war nun auch Joseph Erkner Gast des Pensionatshotels „zur goldenen Krone“, und auch die Baronin Gertrud von Elsholz dachte nicht mehr ans Fortgehen. Warum eigentlich auch? Sie hatte sich einmal in dieses ländliche Idyll hier eingesponnen, und dem jungen Lehrer, den sie angezogen wie der Kerzenschein den grauen Falter, ebenso sicher und ebenso ungewollt, konnte sie doch unmöglich die Macht einräumen, irgend welchen bestimmenden Einfluß auf ihren Handlungen auszuüben.

Im Laufe des Tages sah die junge Frau Erkner nur noch flüchtig. Bei Tische an der langen Tafel, hatte er seinen Platz weit von dem ihren erhalten — ein Vorteil im Grunde genommen für ihn, da diejenige, um deretwillen er hier anwesend war, zu denjenigen Frauen gehörte, die beim Manne eher einen Charakterfehler übersehen wie eine schlechte Lebensgewohnheit, und Herrn Lehrer Erkners Hantierung mit Messer und Gabel entschieden zu letzteren gehörte — und nachmittags machte Gertrud wie gewöhnlich ihren Spaziergang und lag dann lesend in der Hängematte.

Auch abends, als der junge Mann am Klavier saß und sein Spiel den größten Teil der Hausbewohner in seine Nähe gelockt, blieb sie in ihrem Feldstuhl auf der Veranda, ließ sich von den

Tonwellen, die durch das geöffnete Fenster zu ihr drangen, umschmeicheln, atmete den betäubend süßen Duft, den die Lindenzweige des Gartens verschwenderisch ausstrahlten, und ging dann mit flüchtigem Gruß gegen die Anwesenden durch den Saal hinauf in ihr Zimmer. In der Nacht schlief sie schlecht. Die Musik hatte sie unruhig gemacht, das immer nur leise schlummernde Sehnen ihres Herzens geweckt. Als sie endlich einschlief, träumte ihr, sie wandle auf steilem, beschwerlichem Pfade dem Rittmeister von Bramer nach, der eilig vor ihr herjährt und dessen Gesicht zu sehen sie sich bemühte. Sie wollte versuchen, ob sie nicht durch seine Augen in sein Herz schauen könne. Aber als sie ihn endlich atemlos erreichte und ihm ins gejenkte Antlitz sah, trug es fremde, trug es Joseph Erkners Züge. Mit treuherzigen Kinderaugen schaute es sie bittend an und rote schone Lippen flüsterten: „Wenn ich Dich liebe, was geht's Dich an?“

Am diesen Traum dachte die junge Frau, als sie in früher Morgenstunde ihren Brunnen getrunken und nun, wie gewöhnlich um diese Zeit, am Ufer des Flusses, einer munteren Tochter des Rheins, ihren Spaziergang machte. Sie war in diesen zwei Wochen ihres hiesigen Aufenthalts immer allein umhergewandert und hatte es gern gethan, sie gehörte nicht zu den bedauernswerten geistig Armen, denen die eigene Gesellschaft die langweiligste ist, aber heute hätte sie doch gern jemand gehabt, der neben ihr einhergeschritten wäre, mit dem sie ihre Gedanken hätte austauschen können.

Wenn Kurt von Bramer ihr doch gefolgt wäre, wenn sie Seite an Seite mit ihm unter diesen schattigen Bäumen, am rauschenden Flusse hätte wandern dürfen. Vielleicht, daß sie dann sein Wesen besser ergründet hätte wie in dem lauten Berlin, in den heißen, überfüllten Salons, wo sie sich gewöhnlich trafen.

Aber — die weiße Stirn der jungen Frau faltete sich leicht — wenn er hätte sprechen wollen, die Gelegenheit dazu hätte sich schon ergeben. Sie war ihm einfach gleichgültig, und es war lächerlich von ihr, hier wie ein verliebtes Pensionistmädchen nach ihm zu schmachten. Liebte sie ihn denn eigentlich? Oder reizte ihn nur sein kühles, dem der andern so entgegengesetztes Wesen? Und war letzteres vielleicht gar nur wohlberechnet, ein feiner Schachzug, um die Königin desto sicherer matt zu machen?

Die einsame Wanderin blieb stehen und bohrte die Spitze ihres Schirmes in den Kies des Weges!

„Ich bin ja reich,“ murmelte sie, „sehr reich, und sie wissen es alle!“ O, nur ein einziges mal um ihrer selbst willen begehrt sein, ein einziges mal nur! Sie fuhr nervös zusammen, als eine klangvolle Stimme ihr den Morgengruß bot.

Joseph Erkner hatte auf einer der primitiven Holzbänke am Wege gesessen und sich bei ihrem Nahen zögernd erhoben. Zerstreut erwiderte sie seinen Gruß und wollte weiter gehen, wandte dann aber, einem raschen Impuls folgend den Kopf und sagte freundlich: „Wollen Sie mich nicht begleiten, Herr Erkner? Wir haben wohl dasselbe Ziel.“

Wieder sah sie, daß es wie Feuerstein über sein Gesicht lief und seine Augen in hellem Entzücken aufstrahlten, und merkwürdig, mit einem Schlage war ihre grüblerische Stimmung verschwunden, leicht und froh schritt sie an der Seite des jungen Mannes weiter, ganz Gertrud Werner, die anspruchslose Lehrerin, die sich der goldenen Freiheit, des herrlichen Morgens und — der Gesellschaft des Kollegen freut. Und Gertrud Werner blieb sie fortan dem Lehrer gegenüber. Er gewöhnte sich nur langsam an den Umschwung ihres Wesens. In den nächsten Tagen schaute er ihr noch immer beim Morgengruß mit scheuer Bitte in die Augen, erst nach und nach nahm er es wie sein gutes Recht hin, daß er den größten Teil des Tages in ihrer Gesellschaft erleben durfte. Vor allem war er nun ihr ständiger Begleiter auf den Ausflügen, die sich jetzt immer weiter in die wunderliche Umgebung des Badeortes ausdehnten, und die nicht nur für Joseph Erkner zum immer frisch sprudelnden Freudenquell wurden.

Auch sie, die verwöhnte Weltkame, die in den ersten Jahren ihrer Ehe an der Seite des Gatten so viele schöne Punkte der Erde kennen gelernt, die Jahr für Jahr, Monate hindurch, umgeben von allem Komfort, der den Reichtum zu begleiten pflegt, in den vornehmsten Bädern geweilt, gestand sich ehrlich ein, daß noch nie die Schönheit der Natur so unmittelbar auf sie eingewirkt hatte, wie eben jetzt. Es war ihr überhaupt zu Mute, als wenn sich Jahr um Jahr der Vergangenheit von ihrem Wesen ablöse, als sei sie wieder ein junges, lebensfrohes Geschöpf, das mit erwartungsvollen Augen in das Leben schaut.

Wenn sie dem voranschreitenden Erkner auf den oft recht beschwerlichen Bergpfaden folgte, schlug sie gewöhnlich lachend die Hand aus, die er ihr sorglich als Stütze bot, und wenn sie oben angekommen war und den Blick von den malerischen rebenbewachsenen Bergen, deren Spitzen oft halb verfallene Burgen krönten, in das Thal gleiten ließ, durch das der Strom sich wie ein breites Silberband schlängelte, stimmte sie wohl hell in das Jodeln ein, in welchem ihr Begleiter seinem heimlichen Glücksgefühl Luft machte.

Dann saßen sie gewöhnlich noch ein Stündchen ausruhend auf schmalem Bänkechen im Schatten eines Baumes oder auf verwittertem Mauerrest, und während Gertruds feine Finger Epheuranfen, die sie unterwegs vom Bergabhang gelöst, um ihrer beider Güte wand, ließ sie sich von Erchner die Sagen berichten, die sich an den Ort knüpfen, und die ihm, dem Kinde der Gegend, alle wohl bekannt waren. Aber bei aller Vertraulichkeit, die solch ein Wandern zu zwei wohl immer, früher oder später, im Gefolge hat, blieb Baronin Elsholz doch stets innerlich die dem Gefährten weit überlegene, die reise und vornehme Frau, die jedest der zahlreichen Verstöße bemerkte, die der junge Landschullehrer in aller Unschuld gegen das beging, was man gewöhnlich den guten Ton nennt. Aber sie lächelte darüber, mit demselben Lächeln, das sie zu Hause für die täppischen Sprünge ihres Bernhardiners hatte. Ganz anders aber gestaltete sich das Verhältnis dieser beiden so grundverschiedenen Menschen zu einander, wenn sie zusammen saßen und musizierten, oder die junge Frau von einem Winkel des Saales aus den Melodienraume lauschte, den Joseph Erchners Hände den Tasten entlockte. Dann sah sie nicht die lässige Haltung, den schlechthitzenden Rock, die groben Stiefel des jungen Menschen, seine braunen Hände mit den ungepflegten Nägeln, dann vergaß sie seinen ländlich gefärbten Dialekt, seine ungeschickte Redeweise, seine völlige Ahnungslosigkeit in bezug auf mancherlei Formen der guten Gesellschaft, dann war er

ihre ebenbürtig, Geist von ihrem Geiste, ja, ein Genie dem sie sich willig beugte. Was hätte aus diesem Talent bei geeigneter Pflege werden können, zu welcher Blüte konnte es sich noch heute entfalten! — So reichte sich ein Tag an den andern und die müde Weltkugel, die vor nun drei Wochen bleich und nervös ins Haus gekommen, hatte sich in dieser Zeit in ein rosiges, blühend schönes Weib verwandelt. Nur noch eine Woche hatte Gertrud für



Das Wirtshaus zur Creib am Vierwaldstättersee.

ihren hiesigen Aufenthalt — ihre Verwandten erwarteten sie nach dieser Zeit in Ostende, wo bereits in einem der vornehmsten Logierhäuser Zimmer für sie bestellt waren — als Regenwetter eintrat. Ihr war dieser Umschlag der Witterung eine unangenehme Störung, es gab noch manchen schönen Punkt in der Umgebung des Badeortes, den sie unter Erchners Führung kennen lernen wollte, für den man aber in erster Reihe Sonnenschein gebrauchte.

Endlich, nach zwei Tagen, in der vierten Nachmittagsstunde brach letztere wieder siegreich durch das Gewölk, und wenn auch Berg und Thal noch ein feuchtes Gewand trugen, flatterte doch alles wie erlöst hinaus.

Joseph Erchner stand schon wartend vor der Thür des Hauses, als Gertrud, zum Spaziergang gerüstet, hinaustrat. Die junge Frau hatte ein moosgrünes Bodenkleid mit weißem Westeneinsatz, angelegt, das ihren feinen Fuß im braunen Schnürstiefel freigab, und einen grünen Filzhut mit Federstutz auf die goldige Haarflut gedrückt. Der einfache Anzug stand ihrer schlanken Figur, dem zartrosigen Antlitz mit den wunderschönen dunklen Augen zum Entzücken. Erchner starrte sie im Vorwärtsschreiten stumm und selbstvergessen an, erst, als sie draußen im Freien war, brach er das Schweigen. „Wie schön Sie sind, Fräulein Trautchen,“ sagte er beklommen, „so ganz, ganz anders wie all die andern Mädchen, die ich bisher gesehen. Manchmal ist's mir beinah, als

wären Sie eine Prinzessin oder Fee, wie sie immer in den Märchenbüchern vorkommen, und als würden Sie mir ganz plötzlich eines Tages entschwinden.“

Es lag wie tödtliche Angst in seiner Stimme, in den Augen, welche die ihren suchten.

„Mit wahr, Fräulein Trautchen,“ stammelte er, „Liebe Fräulein Trautchen, das thun Sie nit — Sie —“

Sie wollte über das große Kind da neben sich lachen, aber es stieg ihr etwas beklemmend in die Kehle, das sie erst hinunter zwingen mußte, ehe sie lächelnd antworten konnte: „Nein, Herr Erchner, in einem Feenwagen lasse ich mich nicht entführen, das Versprechen gebe ich Ihnen. Fein ehrbar fahre ich mit der Eisenbahn von hier ab, ganz, wie es einem prosaischen Menschenkinde ziemt.“

„Wann, Fräulein Trautchen, wann?“ stieß er atemlos hervor. „Wann ich abreise, Herr Erchner?“ sagte sie leichtthin, doch ohne den Blick zu erheben, „nun, noch nicht so bald, fünf, sechs Tage bleiben mir noch immerhin, aber dann muß ich heim nach Berlin, dann ist meine freie Zeit zu Ende.“

„Zu Ende,“ wiederholte er mechanisch und ging dann schweigend weiter. Gertrud warf einen scheuen Blick auf sein Gesicht. Es war tief erbläut, und der Atem kam und ging schwer über seine völlig entfärbten Lippen. Sie war Weib genug, um

zu sehen, was in ihm vorging, und sie erschraf darüber. Das, bei Gott, hatte sie nicht gewollt! Sie hatte sich dieses Verkehrs mit dem treuherzigen jungen Menschen gefreut — ja gefreut, wie sie sich ehrlich eingestand — ein sprudelnder Bergquell war er ihr gewesen, aus dem sie sich Frische und neue Jugend getrunken, und es that ihr nun bitter weh, ihm Schmerz damit bereitet zu haben. Aber — ihr nachdenkliches Gesicht erhellte sich bei dem Gedanken — er ist

noch jung und ihre beiderseitige Bekanntschaft von kurzer Dauer. In seinen Jahren ist das Herz noch weich, da empfängt es leicht seine Wunden, die auch bald wieder heilen und keine Narben hinterlassen. Nur muß sie zu verhindern suchen, daß das, was jetzt sein Herz so sichtlich erfüllt, über seine Lippen tritt; gewisse Dinge bleiben besser ungefagt und — ungehört.

So hob denn die junge Frau mutig den Blick zu dem verdüsterten Antlitz ihres Begleiters und plauderte munter von diesem und jenem, es scheinbar kaum bemerkend, daß letzterer still und in sich gefehrt neben ihr herschritt.

Ein und eine halbe Stunde waren sie bereits so gewandert, immer am Stromufer entlang. Nun würde gleich die Holzbrücke sichtbar werden, die sie überschreiten mußten, um ihr heutiges Ziel, ein malerisch gelegenes Dörfchen mit uraltem Kirchlein jenseits des Flusses, zu erreichen. Von dort war dann der Rückweg ein ungleich kürzerer, in einer knappen halben Stunde war er vollbracht. Aber — o Schrecken! — Sie hatten nicht mit dem strömenden Regen der letzten beide Tage gerechnet, der Fluß war angeschwollen und hatte das leichte Brückchen mit sich gerissen; seine Bretter schaufelten sich hier und da auf den Wogen. Erchner mußte, daß eine Strecke weiter noch ein ähnlicher hölzerner Steg über das Wasser führte, vielleicht hatte sich dieser widerstandsfähiger erwiesen. Aber auch hier dasselbe Resultat.

[Schluß folgt.]

„Die gnädige Frau ist nicht zu Hause“.

Novellette von O. Holwig.

[Nachdruck verboten.]

„Also, ich gehe jetzt,“ sagte Fritz Erland zu seinen Damen.
Diese — es waren ihrer drei, nämlich seine beiden jungfräulichen Tanten und deren verwitwete Mutter — sahen ihn vorwurfsvoll an. „So willst Du wirklich bei Frau Tiefurt Visite machen?“ fragte Tante Abelgunde, kändelnd Gündchen genannt, schmerzlich bewegt.

„Ich kann nicht anders. Sie ist die Nichte meines Prinzipals und alle meine Kollegen sind dort gewesen.“

Eine schwüle Pause folgte. Dann äußerte die jüngere der Tanten, welche den zarten, wenig zu ihren 50 Jahren passenden Namen Blanche führte, in spitzem Ton, „für heute wirst Du Deinen Plan doch wohl aufgeben müssen. Ich habe nämlich —“

„Den Schlüssel zu meinem Kleiderschrank verlegt,“ vollendete ihr Neffe gemüthlich. Er kannte die Redensart auswendig, denn er mußte sie stets hören, wenn er ausgehen wollte, ohne daß es in die Absichten der Tanten paßte. „Beruhige Dich —“ fuhr er fort — „ich brauche meinen schwarzen Anzug nicht, denn ich gehe so, wie ich bin.“

„Wa-a-a-s?“ klang voll grenzenlosen Staunens von drei Rippenpaaren zugleich. „In Deinem Lodenjackett und dem alten verbolzten Filzhut?“ fügte spöttisch Fräulein Gündchen hinzu.

„Du meinstest ja, als ich mir kürzlich einen neuen kaufen wollte, er sähe aus, wie aus dem Laden genommen,“ warf ihr Neffe ein.

„Na ja — aber um damit Visite zu machen — eine feierliche Antrittsvisite —“

Fritz sah sie mit einer Ueberlegenheit an, die sonst nicht seine Sache war. Er hatte heute entschieden seinen auffälligen Tag. „Ich weiß nämlich aus zuverlässiger Quelle, daß Frau Tiefurt jeden Donnerstag bei einer Vermandten auf dem Lande zubringt — und heute ist Donnerstag,“ sagte er bedeutungsvoll.

Die drei Damen wußten nicht, ob sie lachen oder sich ärgern sollten. Es war ja nett von dem Jungen, daß er diesen Ausweg aus dem Dilemma wählte, denn ein Dilemma wars — die geschäftlichen Rücksichten geboten ihm am Ende wirklich diesen Besuch — andererseits verdroß es sie doch stark, daß ihr Fritzchen, welches sie zur Folgsamkeit gegen die Hüterinnen seiner häuslichen Penaten erzogen, diesmal ihrem ausdrücklichen Wunsch entgegen, seinen Willn durchsetzte. O, sie wußtens recht gut, wenn auch er in seiner Unschuld nichts davon ahnte, warum sie sich der Bekanntschaft mit Frau Tiefurt widersetzen. Sie war eine schöne junge Witwe, sehr schön sogar und mit Herrn Liebmann, in dessen Bankgeschäft Fritz Erland die Stelle eines zweiten Buchhalters bekleidete, nahe verwandt — der Fall aber, daß jemand eine Frau nahm, um rasch Karriere zu machen, passierte durchaus nicht selten. Ihr Fritzchen aber sollte nicht heiraten, es paßte ihnen das ganz und gar nicht in ihren Plänen. Und wozu denn auch? Sie sorgten ja so liebevoll für ihn, kochten ihm seine Lieblingsgerichte und nahmen ihm sogar die Mühe ab, seine Kasse zu verwalten, also —

Während sie noch so kummervoll über die bewußte Angelegenheit nachsann, wanderte der liebe Fritz, vergnügt den Spazierstock in den unbehandschulten Händen schwingend, der Straße zu, in der die verführerische Witwe wohnte. Bei ihrem Hause angelangt, öffnete ihm auf sein Schellen eine zierliche kleine Jofe die Thür.

„Frau Tiefurt zu Hause?“ fragte er.

Die Kleine überlegte. „Ich will nachsehen gehen,“ entgegnete sie und hüpfte fort.

„Selbst,“ dachte Fritz. „Sie weiß nicht, daß ihre Gebieterin ausgefahren ist. Kaum glaublich.“

Nach einigen Minuten erschien das Mädchen wieder. „Die gnädige Frau ist nicht zu Hause,“ verkündete sie bedauernd.

„So geben Sie ihr bei ihrer Rückkehr meine Karte ab.“

Draußen atmete er erleichtert auf. Das war also glücklich erledigt. Er war doch ein kluger Junge! Solche schlauen Einfälle hatte nicht jeder.

Schnunzelnd blickte er nach Frau Tiefurts Fenstern empor. Wie hübsch die ansahen! Ganz mit Blumen und Blattpflanzen bestückt und dahinter die Gardinen so duftig und blütenweiß, so — ja, aber um Himmelstwillen, was war das? Spähte da nicht zwischen den Zweigen eines blühenden Rosenbäumchens ein glänzendes schwarzes Augenpaar hindurch und — Wahrhaftig, das war sie selbst, die schöne Frau, das war ihr krauses Strohhaar, ihr rosiges Gesicht mit den pikanten Zügen, die er schön neulich, als sie nach dem Kontor kam, um ihren Oheim zu sprechen, mit herzklöpfender Bewunderung betrachtete.

Selbst eine Unverschämtheit! Vorzugewöhnlich, daß sie nicht daheim war, während sie ganz gemüthlich am Fenster saß! Eigentlich zeigte es von Nichtachtung gegen ihn.

In übelster Stimmung langte er zu Hause an. Der Tisch war schon zum Mittagmahl gedeckt, und seine Damen, sowie die fünfjährige Lena, das Töchterchen seines früh verstorbenen Bruders, für das er nach dessen Tode die Sorge übernommen, saßen im Speisezimmer, seiner harrend.

„Nun —“ begrüßte ihn Tante Blanche ironisch — „Du siehst ja so verdrießlich aus. Du bedauerst es am Ende für Deine Visite nicht einen Tag gewährt zu haben, an dem die schöne Frau Tiefurt zu Hause war?“

„Sie war zu Hause,“ entgegnete er mit schwerer Betonung.

„So hast Du sie also doch gesprochen?“ riefen die Damen aufs peinlichste überrascht, unisono.

Fritz warf ihnen einen düsteren Blick zu. Einen Moment zögerte er noch, dann aber brach die Empörung über die ihm widersahrene Kränkung machtvoll hervor. Er erzählte ausführlich, was ihm geschehen, und ergoß den ganzen Strom seiner sittlichen Entrüstung auf Frau Tiefurts schuldiges Haupt.

Seine Empfindungen fanden vollsten Widerhall bei den Damen.

Die feindseligen Mienen, mit denen sie ihn empfangen, verwandelten sich blitzschnell ins Gegenteil. Da er die Strafe für seinen Ungehorsam ihnen gegenüber erhalten, wollten sie sich die gute Gelegenheit nicht entgehen lassen, mit ihrer liebevollen Theilnahme sein Herz zu rühren. Gar nicht genug konnte man sich in Schmähungen jener hochmüthigen Frau thun, welche die Ehre, die Herr Fritz Erland ihr durch seinen Besuch erwiesen, nicht zu schätzen wußte.

„Wenn mir von je eine Redensart verhaßt gewesen,“ rief er emphatisch, so war's die — die gnädige Frau ist nicht zu Hause! Wenn ich einmal verheiratet bin, so werde ich meiner Frau nicht erlauben, sich vor den Leuten, die sie besuchen wollen, zu verleugnen. Ist sie zu Hause, so muß sie auch empfangen — dafür werde ich sorgen.“

„Sag' mal Onkel —“ fragte hier Lenchen, die dem Gespräch aufmerksam zugehört hatte — „wenn Frau Tiefurt Dich nun angenommen hätte, würdest Du dann in Deiner Lodenjacke, mit dem alten Filzhut Visite gemacht haben? Das wäre doch recht peinlich für Dich gewesen —“

„Gleich schweigst Du still, Du naseweises Ding,“ schrie Tante Abelgunde zornig. „Willst Du Dich über Deinen Onkel lustig machen?“

„Aber Tante, so schilt doch das Kind nicht,“ fuhr Fritz, dem bei Lenchens Worten das Rot der Beschämung ins Gesicht gestiegen war, dazwischen. „Es denkt nicht daran, sich über mich lustig zu machen.“

Nein, Lenchen dachte in der That nicht daran. Die großen Augen in dem holden Gesichtchen schauten ängstlich und erschaut von einem zum andern — sie hatte ihre Frage ganz ernsthaft aus reiner Wisbegier gethan und begriff nicht, warum die Tante so erzürnt war. Fritz aber fühlte sich tief betroffen. Dies Kind war die einzige unter ihnen allen, die erkannt hatte, daß es nicht nur widersinnig von ihm gewesen, sich durch Frau Tiefurt beleidigt zu fühlen, sondern daß er ihr vielmehr zu Dank verpflichtet war, weil sie ihm eine verlegene und beschämende Situation erspart hatte.

„Du hast ganz recht, mein Liebling —“ sagte er, sich zu der Kleinen niederbeugend und sie küssend — „es wäre wirklich peinlich für mich gewesen, wenn die Dame mich empfangen hätte. Ich werde auch nie wieder aus Bequemlichkeit und Schwäche eine Visite machen, wenn ich glaube, daß die, welchen sie gilt, nicht daheim sind.“

„Und Frau Tiefurt hat es gewiß nicht böse gemeint,“ plauderte Lenchen eifrig weiter. „Sie hat Dich sehr gern, ich habe vorgestern gehört, wie sie mit dem Herrn, bei dem Du im Geschäft bist, über Dich sprach und —“

„Schweig und geh' in die Kinderstube,“ ertönte Tante Abelgundes schrille Stimme.

„Also, was hat sie über mich gesprochen?“ forschte Fritz, ohne die Unterbrechung zu beachten.

„Sie lobte Dich sehr, denn der Herr sagte, Du wärst ein sehr netter und gescheiter Mensch, nur eine gräßliche Schlafmühe seist Du, weil Du die alten Damen, die Dich so sehr unter den Pantoffel hätten, nicht zum Hause hinausjagtest; darauf sagte Frau Tiefurt, dazu hättest Du ein zu gutes Herz, und nur deshalb ließe Du Dir alles gefallen.“

„Wo willst Du das gehört haben, Lene?“ forschte Fräulein Blanche. „Ich spielte gerade mit Else Cramer auf der Promenade, ganz dicht neben der Bank, auf der der Herr Bankier und Frau Tiefurt saßen, da konnte ich alles hören,“ verteidigte sich das Kind.

„Das ist nun der Dank, daß man solch einen enfant terrible im Hause duldet,“ fauchte Tante Gündchen, indes ihre Mutter bestimmend mit dem Kopf nickte.

Das war Fritz denn doch zu toll. „Ich muß bemerken, daß die Bezeichnung enfant terrible absolut nicht für Lenchen paßt. Und was Du da von ‚im Hause dulden‘ sprichst, Tante, hast Du Dir wohl nicht recht überlegt. Dies Haus ist mein Haus, und ich allein habe zu bestimmen, wer hier Heimatsrecht genießen soll und wer nicht.“ Ein drohender Blick, der mehr sagte, als die Worte selbst, traf das vor Wut bebende ältliche Fräulein. Dann stand der junge Mann auf und zog sich in sein Zimmer zurück, Lenchen an der Hand mit sich führend, in der wohlweislichen Annahme, daß es ihr schlecht ergehen könnte, sofern er sie dem Zorn der drei Damen überließ.

„Gott sei Dank!“ sprach er bei sich — „daß mich endlich ein Zufall gelehrt, welche lächerliche Rolle ich bisher gespielt. Aber jetzt soll's auch damit vorbei sein, ein für alle Mal! Wie gut, daß die gnädige Frau nicht zu Hause war, denn sonst —“

Ja, es war gut gewesen, sehr gut! Denn alles, was sich weiterhin ereignete, war streng genommen, nur die Folge davon. Fritz würde andernfalls nicht mit den Tanten in Differenzen geraten sein und von seinem Hausherrnrecht Besitz ergreifen haben, und er würde auch nicht in weicher Stimmung Frau Tiefurt eine zweite Visite gemacht haben — diesmal im schwarzen Gehrock mit Zylinder auf dem Kopf — um ihre Verzeihung zu erbitten für — nun, wir wissen schon wofür. Da die schöne Witwe, wie wir bereits von Lenchen gehört, durchaus keine schlechte Meinung von dem jungen Mann hatte, so zeigte sie sich auch nicht unversöhnlich, sondern —

Doch, wozu soll ich mich mit langen Auseinandersetzungen aufhalten, meine Leser haben zweifellos längst erraten, was das Schlussergebnis von alledem war, das bald darauf auf goldgeränderten Karten Freunden und Verwandten verkündet wurde.

So viel Ursache die beiden jungen Leute auch hatten, zufrieden damit zu sein, daß Frau Tiefurt sich bei ihres Fritz' erster Visite vor ihm verleugnen ließ, so mußte sie ihm doch am Hochzeitstag versprechen, daß die Redensart, „die gnädige Frau ist nicht zu Hause,“ niemals bei ihnen laut werden sollte, sofern sie nicht auf strengster Wahrheit beruhete.



Am Waldessaum. Originalzeichnung von J. Schmitzberger.

Die Rivalen.

[Schluß.]

Roman aus dem Leben von Max Kempner-Hochstädt.

[Nachdruck verboten.]

Schweigend küßte er ihre Hand.

„Doch eine Bedingung knüpfe ich an mein Jawort,“ fuhr sie fort, „es gilt, dem Toten eine Ehrenschild abzutragen und zugleich mir meine Freiheit zu verschaffen. Mein Vater wünscht meine Verlobung mit dem Baron. Befreien Sie mich, Roderich, von dieser schmachvollen Fessel, indem Sie den Glenden vor aller Welt entlarven.“

„Entlarven?“ fragte er befremdet.

„Ja, entlarven!“ wiederholte sie, „denn ich bin jetzt überzeugt, daß er Nenees Tagebuch gestohlen und für sich benutzt hat.“

Und nun teilte sie Roderich mit, wie sie zu dieser Entdeckung gelangt war. Finster hörte er ihr zu; der Gedanke von etwas Unfaßbarem, Grausigem bemächtigte sich seiner Seele, und als sie gendete, da fuhr er sich über die Stirn, wie um ein entsetzliches Bild fortzuschleichen, und sagte: „Ich muß der Sache auf den Grund kommen, Gerda, denn ich fühls, ich habe keine Ruhe mehr, bis ich alles aufgeklärt. Leben Sie wohl, Sie werden mich auf lange Zeit nicht sehen.“

„Was wollen Sie thun?“ fragte sie verwundert.

„Die Wahrheit suchen und, wenn es sein muß, einen Verbrecher der verdienten Strafe überliefern.“

X.

Vier Monate waren seit dieser Unterredung verfloßen, als der dänische Generalkonsul wieder eins seiner bekannnten und beliebten Feste gab. Trotzdem Gerda nicht die geringste Lust bezeugte, dasselbe zu besuchen, hatte sie schließlich doch dem Drängen des Vaters nachgegeben. Mit geheimem Schrecken hatte der alte Hedberg bemerkt, daß die Erklärungen, die er ihr über seine Vermögenslage gegeben, durchaus nicht den beabsichtigten Eindruck auf sie gemacht hatten. Und dabei rückte das Unheil immer näher; denn die Frist für die Bezahlung des ersten der Wechsel, die er dem Baron hatte geben müssen, war in nächster Zeit abgelaufen, was dann? Würde der Baron noch Schonung üben, wenn ihm die erhoffte Belohnung entgangen war? Sicher nicht! Schließlich hatte er es doch durch eindringliches Zureden dahin gebracht, daß Gerda seinem Heiratsplan nicht mehr schroff abweisend gegenüber stand. Und hierbei war ihm der Gedanke eine große Erleichterung, daß auch der Bruder des Toten endgiltig das Feld geräumt zu haben schien. Er mußte sich gestehen, daß er doch einige Angst gehabt hatte, seine Tochter könnte ihre Sympathien für den toten Bruder auf den lebenden übertragen, der ihm in so vielen Stücken gleich. Und so erfüllte es ihn mit großer Gemüthung, als er vernahm, daß Dr. Roderich Steinbrück eine auf längere Zeit berechnete Erholungsreise nach dem Süden angetreten habe.

Als er nun, seine Tochter am Arm, über das spiegelglatte Parkett wandelte, und nach dem Baron ausschaute, ereignete sich etwas Ueberraschendes, denn der, den er in weiter Ferne glaubte, er trat ihnen leibhaftig entgegen! Das Antlitz tief gebräunt, die Gestalt noch straffer als sonst und in den Mienen entschlossener Ernst. Kaum bemerkte ihn Gerda, als sie sofort den Arm des Vaters losließ und rasch auf Roderich zuging.

„Wie?“ sagte sie vorwurfsvoll, „Sie sind zurück und ich weiß nichts davon?“

„Ich bin erst vor zwei Stunden angelangt,“ entgegnete er, „fand die Einladung vor und eilte hierher, wo ich gewiß war, Sie zu treffen.“

Unterdessen war auch Herr von Hedberg herangekommen und sagte: „Sie machten, wie ich hörte, eine Kur durch?“

„Jawohl!“ entgegnete der junge Arzt mit einem seltsamen Zug in den Augen, „und ich hoffe, ein anderer bezahlt die Kurkosten.“

Der alte Herr sah verdutzt drein, während Gerda ihn verständnisvoll anblickte.

„Ah, Herr Doktor!“ rief sie plötzlich, wie ein Kind in die Hände klatschend. „Sie waren in Venedig, wie ich gehört habe. Wissen Sie, ich schwärme für Venedig und ich fordere von Ihnen auf der Stelle eine detaillierte Reisebeschreibung!“

Und damit ergriff sie ohne weiteres seinen Arm und zog ihn mit sich fort, während der Vater ihr mißbilligend nachschaute.

Als sie außer Hörweite waren, blieb sie stehen und fragte: „Nun, und haben Sie etwas erreicht?“

„Alles, was ich wollte,“ entgegnete er düster, „und mehr, als Sie denken können.“

„Was ist's? Reden Sie!“ drängte sie.

„Gerda,“ sagte er tonlos, „ich habe meinen Bruder zum letzten mal gesehen.“

„Wie? Sie waren wirklich dort?“ fragte sie bebend, „in Landa?“

„Und habe Nenees erhumieren lassen!“

„Mein Gott!“ Sie schlug die Hände vor das Gesicht. „Und weshalb thaten Sie das?“

„Gerda,“ fuhr er leiser fort, „machen Sie sich auf etwas Entsetzliches gefaßt.“

„Was werde ich hören müssen!“

„Ich habe nach langen Bemühungen zwei jener Schwarzen aufgefunden, die die Expedition begleiteten. Ich nahm sie mit Hilfe eines Dolmetschers ins Verhör; anfangs wollten sie nicht mit der Wahrheit herausrücken, doch durch Geschenke und klug gestellte Fragen brachte ich sie zu dem Geständnis, daß jener Kroneger, der angebliche Mörder meines Bruders, ein durchaus friedfertiger und ehrlich Mensch gewesen sei. Sie wüßten von einem Diebstahl nichts, sei er von Nenee gar nicht entlassen worden, und am wenigsten hätten sie dem harmlosen Burschen einen Mord zugebraut. „Nun,“ fragte ich sie, „und warum habt Ihr dasselbe nicht vor dem deutschen Konsul gesagt?“ Sie fletschten die Zähne. „Hat uns niemand gefragt!“ sagten sie; „hat der Baron genau gewußt, wie alles zugegangen.“ Und als ich sie fragte, wer anders nach ihrer Meinung meinen Bruder ermordet habe, da zuckten sie die Achsel und schwiegen.“

„Und was thaten Sie nun?“ fragte Gerda vor Erregung zitternd.

„Ich wandte mich an die Behörden und erbat mir die Erlaubnis, meinen Bruder noch einmal zu sehen. Ich sah ihn, Gerda, sah ihn halb verfallen in seinem Sarge ruhen, und das Einzige, was noch vollständig sichtbar war, das war jenes kleine Loch an der Schläfe, das ihn seines Lebens beraubte. Und da kam mir eine sonderbare Idee, Gerda. Ich maß genau den Durchmesser des Loches, er betrug fast elf einhalb Millimeter. Nachdem ich noch einen letzten Scheideblick auf die Ueberreste des Geliebten geworfen, ließ ich den Sarg wieder schließen und begab mich zu dem Konsul, den ich bat, mir das von ihm aufbewahrte Gewehr des Kronegers zu zeigen. Es war ein älteres Vetterligewehr, dessen Kaliber nur wenig über zehn Millimeter maß.“

„Ah, ich verstehe!“ warf hier Gerda ein, die mit atemloser Spannung gelauscht hatte. „Das Geschöß hatte einen größeren Durchmesser als der Lauf des Gewehres?“

„So ist es!“ versetzte Roderich, „und damit war die Unmöglichkeit bewiesen, daß der Mörder der Kroneger sein konnte. Aber wer dann?“

„Schneiders!“ fuhr es, wie ein Blitz des Erkenntnisses aus ihr heraus; doch im selben Moment fühlte sie den Arm, der in dem Roderichs lag, so heftig von demselben zusammengedrückt, daß sie beinahe vor Schmerz aufgeschrien hätte. Gleich darauf erkannte sie den Grund dieses eigentümlichen Benehmens; von der Seite her, vor ihr unbemerkt, war der Baron hart bis an ihnen herangekommen und machte eine elegante Verbeugung, während er seine Verwunderung über das plötzliche Erscheinen Roderichs nicht ganz verbergen konnte.

„Ah, sich da!“ rief er mit gekünstelter Freundlichkeit, „der Herr Doktor! Und wir glaubten Sie noch alle am Vido, im adriatischen Meer herumplätschernd.“

„Meine Frist war abgelaufen, Herr Baron,“ entgegnete Roderich scheinbar gelassen. „Ich erzähle Fräulein von Hedberg soeben von der kostbaren Waffensammlung, die ich im Arsenal von Venedig sah.“

„Ah, Sie interessieren sich für Waffen?“ fragte der Baron leibhaftig. „Nun, ich will mich nicht rühmen, aber jodel steht fest, meine Waffensammlung ist eine der großartigsten in ganz Deutschland!“

„Oho!“ entgegnete Roderich mit zweifelndem Lächeln, „ich habe doch auch schon manche Waffensammlung gesehen —“

„Aber keine wie die meinige!“ schnitt ihm der Baron das Wort ab. „Sie greifen mir an die Ehre, Herr Doktor, und ich bestehe darauf, daß Sie sich durch Augenschein von meiner Behauptung überzeugen.“

Roderich warf Gerda blitzschnell einen bedeutungsvollen Blick zu, als er versetzte: „Gut, ich werde schon morgen erscheinen.“

Und damit verneigte er sich und ließ die beiden allein. Gleich darauf trat Herr von Hedberg zu ihnen und nahm Gerda bei Seite.

„Gott sei Dank!“ sagte er, „daß Du diesen Herrn auf gute Art wieder los geworden bist, der weder Dir noch mir etwas miten kann. Und nun bitte ich Dich, benimm Dich vernünftig gegen den Baron! In drei Tagen ist der erste Wechsel fällig. Es liegt in Deinem eigenen Interesse, daß Du Dich dem Manne, der uns in seiner Gewalt hat, entgegenkommend zeigst. Am besten wäre es ja, wenn Du endlich zu einem Entschlusse gelangtest.“

„Das will ich und ich bin fest überzeugt, daß Du ihn billigen wirst,“ sagte sie. „Gieb mir nur noch einen Tag Bedenkzeit.“

„Wirklich?“ rief der Alte freudig, „o, ich wußte es ja, daß Du meine gehorsame Tochter bist.“

*

*

*

Es war ungefähr um die Mittagsstunde des nächsten Tages, als Roderich sich mit seinem Onkel bei dem Baron anmelden ließ. Er entschuldigte sich vielfach, daß er den Oberst mitgebracht habe, doch derselbe sei ebenfalls ein großer Liebhaber von Waffen.

„O, das hat gar nichts auf sich,“ sagte der Baron, „im Gegenteil, ich freue mich, die Meinung eines in diesen Dingen erfahrenen Mannes zu vernehmen. Doch zuerst wollen wir einen kleinen Imbiß einnehmen.“

„O nein,“ entgegnete Roderich hastig, „wir müssen dankend ablehnen, da wir soeben erst gefrühstückt haben.“

„Nun, dann also gleich in meine Sammlung! Ich bitte Sie, mir zu folgen!“

Er führte sie durch mehrere fürstlich ausgestattete Zimmer in einen kleinen Saal, dessen Inhalt in der That jeden Waffenliebhaber in Entzücken versetzen mußte. Da waren Donnerbüchsen und Faustrohre, Hellebarden und türkische Gewehre mit Schnapphahnschlössern, Trombonen und Kugelfuszen, Säufensäbel und Hirschfänger. Und dazwischen Rüstungen und Panzer aller Art. Zum Schluß gelangten sie zu einer Sammlung von afrikanischen Lanzen und Bogen.

„Aha!“ rief Roderich, „jedenfalls Trophäen von der afrikanischen Expedition.“

„Erraten!“ sagte der Baron, „es sind die Waffen der verschiedenen Stämme, mit denen ich zusammengetroffen bin.“

„Und diese Gewehr da?“ fragte der Oberst, indem er auf eine Martinibüchse zeigte, die mitten darunter hing.

„Dies?“ sagte der Baron harmlos, „das ist mein Gewehr, das mich während der ganzen Expedition niemals verlassen hat.“

„Ah, das ist ja äußerst interessant,“ meinte Roderich. „Setzt wohl unbrauchbar?“

„Unbrauchbar, wie so?“

„Nun, ich habe gehört, daß die dortigen Witterungsverhältnisse äußerst ungünstig auf jede Art von Metall einwirken sollen.“

Der Baron schlug eine laute Lache auf.

„Aber, mein Lieber, wer hat Ihnen denn den Bären aufgebunden! Hier, überzeugen Sie sich selbst, der Lauf ist noch ebenso klar und unverfehrt wie am ersten Tage.“

Roderich hatte kaum das Gewehr ergriffen, das ihm der Baron von der Wand gelangt hatte, als er blitzschnell den Daumen auf die Mündung drückte und in dem gleichen Moment den Oberst zurief: „Elf einhalb!“

„Wie meinen Sie?“ fragte der Baron stehend.

Da blickte ihn Roderich durchbohrend an und rief mit lauter Stimme: „Ich meine, daß dies das Gewehr ist, mit dem mein armer Bruder hinterlistig ermordet wurde!“

Wie eine Ratter, der man den Kopf zertreten will, fuhr der Baron zurück. Doch gleich darauf stürzte er sich mit einem Wutschrei auf den jungen Arzt und suchte ihm das Korpus delikti zu entreißen.

„Mörder, esender!“ schrie der alte Oberst und packte seinen Arm mit nerviger Faust. Doch schon hatte er sich wieder losgerissen, und im nächsten Augenblick hielt er Roderich umklammert und rang mit ihm auf Tod und Leben. Aber trotz seiner kagenartigen Behendigkeit konnte er auf die Dauer der Kraft seines reckenhaften

Gegners nicht widerstehen, und bald hatte ihn dieser zu Boden geworfen und kniete auf ihm, indem er mit riesiger Gewalt seine Hände gefesselt hielt. Während des Kampfes war dem Baron das Oberhemd aufgerissen worden und ein kleines Medaillon mit zerrißener Kette, das er um den Hals getragen hatte, fiel klirrend zur Erde.

Der Oberst hob es neugierig auf.

„Ist das nicht Gerda von Hedberg?“ meinte er verwundert. Roderich warf einen raschen Blick darauf und rief: „Natürlich, sie ist! Es ist das Medaillon, das sie Renee beim Abschied gab, und das ihm dieser Schurke raubte. Sie werden nun einsehen,“ wandte er sich an diesen, „daß Sie Ihre Rolle ausgespielt haben. Und es soll nun meine Sorge sein, daß Sie der verdienten Strafe nicht entgehen.“

„Verdammen Sie mich so viel Sie wollen!“ murmelte der Baron. „In meiner Heimat ist es gang und gäbe, den Nebenbuhler mit einem Dolchstoß aus dem Wege zu räumen. Die Liebe hebt viele Menschen empor und macht sie zu Engeln, mich hat sie zum Satan gemacht. Thun Sie mit mir, was Ihnen beliebt!“

„Und nun gestehen Sie auch,“ sagte Roderich, „daß Sie Renees Tagebuch haben!“

„Ich besitze es und will es Ihnen gern aushändigen. Es befindet sich in jenem Zimmer, lassen Sie mich nur einen Augenblick frei!“

„O nein!“ entgegnete Roderich, „ich lasse Sie nicht eher los, als bis ich Sie dem Arm der irdischen Gerechtigkeit übergeben kann!“

„Dann wird allerdings Ihr Wunsch unerfüllt bleiben,“ erwiderte der Baron, „da niemand außer mir dieses Versteck kennt.“

Der Oberst hatte das bezeichnete Zimmer betreten und sich darin umgesehen.

„Laß ihn ruhig los!“ sagte er, „das Zimmer hat keinen anderen Ausgang, und er kann uns nicht entschlüpfen.“

Dies beruhigte Roderich; er ließ den Baron aufstehen und er suchte ihn, das Verlangte zu holen, während sie ihm beide folgten, jede seiner Bewegungen scharf beobachtend. Doch kaum hatte er die Thür erreicht, als er hastig hindurchschlüpfte und sie hinter sich zuschlug. Und ehe die beiden sie wieder geöffnet hatten, hörten sie einen dumpfen Knall.

Mitten im ansitzenden Zimmer lag der Verbrecher leblos, einen rauchenden Revolver in der Hand. Er hatte sich durch die Schläfe geschossen, an derselben Stelle wie sein Opfer, und so seine That gelüht.

* * *

Herr von Hedberg hat sich mit einer kärglichen Rente, dem wenigen, was ihm beim Zusammenbruch seines Vermögens übrig blieb, in die Einsamkeit vergraben. Sogleich, nachdem er den wahren Sachverhalt erfuhr, erklärte er, keine Minute mehr auch nur einen Pfennig von dem ihm vom Baron geliehenen Gelde behalten zu wollen.

Gerda aber zog nicht mit ihm, denn wenige Monate nach der Enttarnung des Verbrechers reichte sie Roderich die Hand — zum Bund fürs ganze Leben.

✻ Allerlei. ✻

Napoleon I. und Marie Louise. Frederic Masson, der unermüdlische Historiograph der napoleonischen Epoche, hat soeben ein neues Napoleon-Buch erscheinen lassen, das sich mit den Beziehungen des großen Corsen zu seiner zweiten Gemahlin beschäftigt. Die Prinzessin haßte den Unterdrücker ihres Vaters. Als sie einmal als junges Mädchen den Fürstarch für die Jugend las, resümierte sie in einem Buche an ihre Erzieherin und Oberhofmeisterin, die Gräfin von Colloredo, ihre Eindrücke folgendermaßen: „... Es ist die Lebensbeschreibung der berühmten Männer von Homer bis Bonaparte. Dieser Name schändet das ganze Werk und ich hätte lieber gesehen, daß das Buch mit Franz II. geendet hätte, der auch Hervorragendes geleistet hat, während der andere nur Ungerechtigkeiten beging und einige Länder ihren rechtmäßigen Besitzern wegnahm.“ Am 23. Februar 1810 schrieb die Prinzessin: „Ich bin bereit, mein eigenes Glück dem Staatswohl zu opfern, da ich überzeugt bin, daß man das wahre Glück nur in Erfüllung seiner Pflichten finden kann.“ Am 13. März reiste die Prinzessin, nachdem zahllose offizielle und religiöse Zeremonien stattgefunden hatten, unter Trompetengeschmetter, Trommelschall, Glockenklang und Kanonendonner mit der Post gen Frankreich. Napoleon erwartete die Gattin mit Ungeduld, denn er war aufrichtig verliebt. Er schickte Eilboten auf Eilboten, Staffetten auf Staffetten, um auf Abkürzungen der Vorbereitungen hinzuwirken. Inzwischen übte er sich selbst gewissenhaft in der „Kunst zu gefallen“. Er ließ Schuster und Schneider kommen, um sich neue Kleider machen zu lassen, und lernte sogar Walzer tanzen. Er überwachte auch persönlich die Herstellung der sehr reichen Ausstattung seiner Gattin. Da gab es z. B. 12 Duzend Hemden, von feinstem Batist mit Stickereien, ein Duzend oben und unten mit echter Valenciennes garniert; 80 Duzend Taschentücher; 24 Nachtsachen, 12 aus feinem Batist und 12 aus Perkal; 24 Nachtmützen usw. Er, der sonst so sparsam war, kaufte für seine Frau 48 Paar Pantoffel zu 8 Fr. das Paar. Die erste Zusammenkunft zwischen den Neuer-

mählten sollte am Abend des 27. März auf freiem Felde zwischen Compiègne und Soissons stattfinden — natürlich in sehr förmlicher Weise. Unter einem Zeltdache sollten der Kaiser und die Erzherzogin, umgeben von hohen Würdenträgern, auf einander zugehen und sich auf ein Zeichen des Zeremonienmeisters zum erstenmale küssen. Napoleon aber warf das ganze Programm über den Haufen. Er fuhr mit seinem Schwager Murat insognito von Compiègne aus der Braut entgegen, und machte erst bei der Relaisstation Courcelles Halt. Es war stockfinstere Nacht und es regnete in Strömen, sodaß der Kaiser unter der Vorhalle der Kirche Schutz suchen mußte. Plötzlich hörte man Schellengeklingel und Pferdegetrappel: die Braut kam. Als der Wagen hielt, sprang Napoleon hinein und küßte die Prinzessin ohne weiteres herzlich ab. Murat mußte bei dieser Szene laut auflachen. Dann fuhr man zusammen nach Compiègne. Kapitän Paquin, ein feiner Frauenkenner, schilderte die Prinzessin folgendermaßen: „Sie scheint eine sehr hübsche Person zu sein, denn sie hat eine elegante Taille, ein sehr frisches Gesicht, schöne Zähne und hübsche Hände, ein sicheres Zeichen, daß auch die Füße hübsch sind.“

✻ Unsere Bilder. ✻

Am Waldesfaum. Am Spätmittage sind die Rehe herausgetreten und äßen ruhig am Waldesfaum. Ein verächtliches Geräusch ertönt und der Rehbock hebt die Laufschenkel und sichert. Auf der am Walde entlang ziehenden Chaussee kommt ein junges Paar auf blanken Stahlrosen daher. Wie der Blitz fliegen die beiden Kadler dahin, so daß selbst das Wild nicht klüchtig wird. Noch lange stehen die Rehe, und äugen dem Paare nach. — Ueber kurz oder lang wird auch das kleine Dörfchen, ein von Radfahrern bald erreichter Ausflugsort werden und die Rehe müssen, um ungestört äßen zu können, sich einen anderen Wechsel suchen.

Das Wirtshaus zur Treib am Bierwaldstätter See.
Den meisten Besuchern des Bierwaldstättersees ist das altertümliche „Wirtshaus zur Treib“ unterhalb Seelisberg bekannt. Es ist ein stattlicher, verwitterter Holzbau, dem man außen wie innen die gewaltige Last der Jahre, die auf ihm ruhen, wohl ansieht. Heute ein viel frequentierter Erfrischungsort für Touristen, spielte dieses Haus einst in den Anfängen der Eidgenossenschaft eine wichtige Rolle. Die vier Waldstättchen haben darin manche wichtige Tagelagerung abgehalten, auch soll in alter Zeit dort eine Freibank gewesen sein, wo Verfolgte jeder Art Schutz genossen. Für die Schiffer, die einst den großen Handelsverkehr zwischen der alten Gotthardstraße und deren nördlichen Fortsetzungen vermittelten, war der gesicherte Hafen der Treib oft ein willkommenener Unterschlupf vor dem plötzlich hereinbrechenden Föhnsturm. 1798 hielten die Franzosen das Wirtshaus besetzt und tauschten mit den Oesterreichern, die im gegenüberliegenden Brunnau ihr Lager aufgeschlagen hatten, manchen feurigen Gruß. Merkwürdigerweise erlitt der ehrwürdige Bau dabei keinerlei Beschädigungen. Seit her ist das Gebäude bedenklich altersschwach geworden, und sein Bestand wäre nur noch eine Frage von wenigen Jahren gewesen. So entschloß sich die Regierung von Uri, als Eigentümerin, kurzerhand, das Haus noch diesen Herbst abzutragen, und an seine Stelle einen Neubau zu setzen, der eine getreue Kopie der alten „Treib“ sein soll und deren Name auch mit dem neuen Hause fortleben wird.

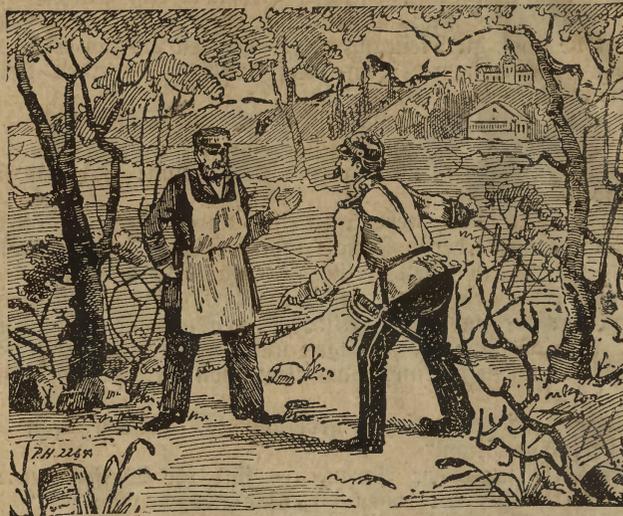
☞ **Gemeinnütziges.** ☞

Wilde Tauben zuzubereiten. Die Tauben werden gerupft, ausgenommen und 1 bis 2 Tage in Essig gelegt. Dann reibt man sie mit Salz und Pfeffer ein, spickt die Brust mit Speck, giebt Gewürz und Salz daran, bratet sie schön gelb und giebt drei Büffel Essig, etwas Fleischbrühe, ein Lorbeerblatt und Zitronenscheiben dazu und dämpft die Tauben darin ab.

Vertilgung von Schwaben. Wer das Mißgeschick hat, in eine von Schwaben bevölkerte Wohnung zu kommen, der wird nichts eiligeres zu thun haben, als sich von dieser Plage befreien zu wollen. Aber aus eigener unliebsamer Erfahrung kann ich es bestätigen: das Vertreiben dieser kleinen und großen schwarzen gefräßigen Insekten ist gar nicht leicht. Wenn ich an die mindestens zwölf verschiedenen „heftens empfohlenen“ Vertilgungsmittel, welche den Schwaben nichts anhaben, denke, wenn ich der verschiedenen Markt mich erinnere, die Schwabensalle und „sicher wirkende Schwabenvertilgungsmittel“ mich kosteten, dann faßt mich das Mitleid mit allen Hausmüttern, die dieser Plage machtlos gegenüberstehen und sie nicht verbannen können, weil sie nicht das richtige Mittel kennen, das ich endlich entdeckt und durch das ich die Schwaben völlig losgeworden bin. Man mischt nur Borax mit feinem Zucker und stäubt dies mit einer Insektenpulverspritze dicht überall hin, wo man die Schwaben sah. Man muß dies Einstäuben drei- bis viermal wiederholen, auch im Laufe der Zeit hin und wieder die Stellen von neuem mit dem Pulver einstreuen, dann wird man die Schwaben völlig vertilgen.

☞ **Nachtsch.** ☞

1. **Bezierbild.**



Wo ist der Dieb?

2. **Verwandlungsrätsel.**

Prater. Minden. Schutt. Kurbel. Arelat. Samgar. Schamo. Sander

Zu jedem dieser Wörter sind je zwei Buchstaben so hinzuzufügen, und dann sind die Buchstaben so zu umstellen, daß acht neue Wörter von folgender Bedeutung entstehen: 1. Stadt in Süd-Afrika, 2. Jüngling der griechischen Mythologie, 3. Stadt in Rumänien, 4. Staatsform, 5. Berg in den Sudeten, 6. englische Stadt an der Nordsee, 7. deutscher Dichter, 8. dänischer Dichter. Die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter sollen einen italienischen und die Endbuchstaben, diese von unten nach oben gelesen, einen griechischen Dichter nennen.

3. **Rätsel.**

Mit **B** soll sich die Frau stets zeigen,
Mit **B** bin ich dem Manne eigen.

Lösung der Aufgaben in voriger Nummer.

1. Im Skat liegen: Karo-Zehn und König. Vorhand hat: Couer- und Karo-Wenzel, Pik-Zehn, König, Kreuz-König, Couer-König, Ober, Neun, Acht, Sieben. Hinterhand die übrigen Karten. 1. Couer-König, Zehn, Pik-As (- 25). 2. Kreuz-Sieben, Neun, König (+ 4). 3. Pik-Wenzel, Karo-Sieben, Wenzel (+ 4). 4. Kreuz-Wenzel, Karo-Acht, Couer-Wenzel, (+ 4). 5. Pik-Sieben, Kreuz-Zehn, Pik-Zehn (- 20). 6. Pik-König, Acht, Karo-As (- 15) zusammen - 69 Augen.
2. Raub, Voch, Voch, Laich.
3. Cyprioten, Cyprien, Agamemnon, Panama, Monaco.
4. Dpfer, Dper.

☞ **Lustiges.** ☞

Entschuldigung.

Der zärtliche Vater.

Tochter: „Weißt Du schon das Neueste, Papa? Baron May, mit dem Du mich absolut verheiraten wolltest, hat doch vor 14 Tagen die Komtesse Bärensdorf geheiratet. Und nun ist sie auf der Hochzeitsreise gestorben.“

Vater: „O Gott, welch ein Glücksfall, daß er damals nicht Dich geheiratet hat!“

Ein Nimrod.

Kurgast: „Giebt es in dem Wald hier auch Wild?“

Gasthofbesitzer: „Früher haufte schon eine Hirschfamilie darin — doch kam einmal ein Kurgast, der ein leidenschaftlicher Jäger war. Der hat so lange auf die Tiere geschossen, bis sie schließlich alle ausgewandert sind!“

Fatal.

Junger Arzt (der bisher vergeblich auf Patienten gewartet und zu seiner Freude eines Tages doch einen Kranken im Sprechzimmer findet): „Nun, was fehlt Ihnen, mein Lieber?“

Michelbauer: „Ach, ich wollt' nur fragen, Herr Doktor, ob Sie mir nicht die Adress' von Ihr'm Vorgänger sagen können?“



„Mein Herr, Sie verfolgen mich schon seit einer halben Stunde!“

„Ach, entschuldigen Sie, ich bin etwas kurzfristig!“

Der schlaue Burtsche.

„Eine Empfehlung von der Frau Major, und der Herr Major möchten sofort nach Hause kommen — es sei ein wichtiges Telegramm aus der Residenz eingetroffen!“, „Alle Wetter, was mag da wohl los sein, Johann?“ „Herr Major, ich glaub', es oberstleutnantelt!“

Kolossale Ähnlichkeit.

„Merkwürdig, wie der Müller seinem Zwillingbruder ähnlich sieht!... Und dabei tragen Beide auch immer gleiche Kravatten, trinken das gleiche Bier, den gleichen Wein...!“

„Ja, und mir sind sie Beide — sechzig Mark schuldig!“

Im Superlativ.

Meier: „Der junge Schulz soll ja so unter dem Pantoffel stehen?“ Müller: „Stehen? — Ich sage Ihnen, der kniet darunter!“

In der Sommerfrische.

„Endlich nach so viel Regen mal ein schöner Tag. Glauben Sie, daß das anhält?“

„Ich habe wenig Hoffnung, ich fürchte, es ist nur ein Interregnum.“